Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 473. **Sonnabend** den 17. September 1898. **92. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 17. September.

Durch die Blätter geht eine, auch von den klerikalen Blättern übernommene Notiz, wonach der **Bundesrath** zu dem sogenannten **Jesuitengesetz** eine andere Haltung als bisher einnehmen soll. Angeblich soll es sich um die in dem Gesetze enthaltene Ausweisungsbefugniß handeln, und es wird hinzugefügt, daß, wenn früher oder später ein Bundesrathsbeschluß zu Stande komme, demzufolge sich die Jesuiten deutscher Nationalität de jure wieder im deutschen Reichsgebiet würden aufhalten dürfen, damit noch in keiner Weise der Frage präjudicirt werde, ob sie auch das Recht der Niederlassung erhalten; dieses zu gewähren oder zu versagen sei Sache der Landesgesetzgebung. In dieser Ausführung ist Richtiges mit Falschem gemischt. Eine Ausweisungsbefugniß gegenüber den Jesuiten deutscher Nationalität kannte das Gesetz vom 4. Juli 1872 nicht. Der § 2 des Gesetzes bestimmt nur Folgendes: „Die Angehörigen der Gesellschaft Jesu oder der ihr verwandten Orden oder ordensähnlichen Congregationen können, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiet ausgewiesen werden; wenn sie Inländer sind, kann ihnen der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten versagt oder angewiesen werden." Jesuiten deutscher Nationalität gegenüber steht den Behörden demnach nur die Internirungsbefugniß zu. Zur praktischen Anwendung ist diese Bestimmung bekanntlich schon seit Jahren nicht mehr gekommen. Richtig ist, daß durch die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes das Niederlassungsverbot nicht alterirt würde. Das ist aber zunächst nicht deshalb der Fall, weil die Gewährung des Rechtes der Niederlassung von der Landesgesetzgebung abhängt, sondern weil der das Niederlassungsverbot aussprechende § 1 des Gesetzes mit Geltung für das ganze Reichsgebiet bestehen bleiben würde. Der Paragraph sagt mit Bestimmtheit: „Die Errichtung von Niederlassungen (des Ordens der Gesellschaft Jesu ꝛc.) ist untersagt." Das Fortbestehen dieser Bestimmung schließt jeden Versuch, irgend eine Landesgesetzgebung zu Gunsten der Jesuiten in Bewegung zu setzen, aus, und man wird nicht bestreiten können, daß ihr Vorhandensein eine bessere Garantie gegen die Wiederzulassung des Jesuitenordens ist, als der Umstand, daß die Niederlassungsfrage in den meisten Bundesstaaten auch noch von der Landesgesetzgebung abhängt. Eine Verdunkelung dieser Sachlage ist nach keiner Seite hin von Vortheil. Wir unterschätzen ja den Werth des zweiten Riegels, der durch die Particulargesetzgebung der Thätigkeit der Jesuiten als Orden in Deutschland vorgeschoben ist, keineswegs, aber die Verhältnisse liegen doch nicht überall so wie in Preußen, wo die Gesetze von 1875, 1880 und 1887 die Dinge derart geregelt haben, daß der Jesuitenorden auch dann gesetzlich verboten bleibt, wenn das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 aufgehoben wird. In Württemberg, in Sachsen liegt die Sache ebenso; in Bayern und in Baden aber würde in diesem Falle nur mehr die behördliche Genehmigung und in anderen Bundesstaaten lediglich die Vereinsgesetzgebung in Betracht kommen.

Die **hohen Fleischpreise** behaupten sich, und es ist nicht zu verkennen, daß sie einen großen Theil der Verbrauchermasse an dem Verbleiben bei der gewohnten Ernährungsweise hindern. In Berlin, Karlsruhe, Nürnberg und anderen Städten ist ein beträchtlicher Rückgang des Fleischconsums festgestellt; so wurden in Berlin vom 1. August 1897 bis zum 31. Juli 1898 32 900 Thiere weniger geschlachtet, als im vorausgegangenen Jahre, und in dem verhältnißmäßig kleinen Karlsruhe beträgt der Rückgang 2000 Stück. Wie vorher die Nürnberger, haben sich vorgestern die Berliner und die Kieler Stadtvertretungen mit der Fleischtheuerung beschäftigt, die Berliner, was anzuerkennen ist, in sachlicher, die Kieler in agitatorischer Weise. In der freisinnigen und socialdemokratischen Presse ist die politische Ausbeutung des erschwerten Fleischgenusses schon lange an der Tagesordnung, und selbst der Wahlaufruf der freisinnigen Volkspartei läßt sich den Gegenstand nicht entgehen. Die aufreizenden Uebertreibungen der Freisinnigen würden sich vermuthlich in jedem Falle eingestellt haben, aber es ist nicht zu verkennen, daß die Methode der Presse des Bundes der Landwirthe ihm das Handwerk erleichtert hat. In der „Deutschen Tageszeitung" war täglich zu lesen: Vieh sei in Ueberfluß vorhanden und billig, aber die Händler, die „Juden", sperrten es ein, hinderten den Auftrieb auf die Märkte. Selbstverständlich fehlte auch niemals die Versicherung, daß das inländische Vieh den Bedarf vollständig decke, die Grenzsperre also ohne Einfluß auf den Preis wäre, wenn nicht die „Fleischwucherer" künstlich die Preise steigerten. Diese bornirte Ableugnung sonnenklarer Thatsachen wirkte natürlich herausfordernd und verschaffte dem Freisinn das Ohr von Leuten, die weit entfernt von antiagrarischer Voreingenommenheit sind. Wie wir vorgestern mitgetheilt, hält es nun auch die Leitung des Bundes der Landwirthe nicht mehr für möglich, auf dem bisherigen System offenkundiger Unwahrheiten zu verharren. Eins ihrer Organe erklärte ziemlich unverblümt, die Erzählungen von unverkauften, zurückgehaltenem Vieh beruhten auf Schwindel, und gesteht: „Die Viehpreise stehen hoch, sehr hoch." Durch die bewußte Irreführung des Publicums, die sie nicht mehr aufrecht erhalten kann, hat sich aber die agrarische Führung in eine unvortheilhafte Stellung gebracht. Nachdem sie den Einfluß der Grenzsperre auf die Preise wider besseres Wissen in Abrede gestellt, erweitert sich der Kreis, der ihr nach dem bekannten Sprichwort auch nicht mehr glaubt, was sie über die Versuchung der Nachbarländer vorbringt. Glücklicher Weise ist man in dieser Beziehung nicht auf die Hahn und Genossen angewiesen. Die auswärtige Versuchung und ihre verheerenden Folgen für den heimischen Viehbestand sind gut beglaubigte Thatsachen, deren Folgen für die deutschen Verbraucher nicht im Entferntesten so ernst sind wie für die deutschen Viehhalter. Im Uebrigen ist die Grenzsperre nicht die einzige Ursache der Theuerung; zu ihr tritt der Futterreichthum des Jahres, der dem Landwirth die Erhaltung eines stärkeren Viehstandes lohnend erscheinen läßt. Man kann ihn nicht zum Verkauf zwingen, und ebensowenig scheint die Forderung nach Beseitigung der Sperre, d. h. nach Schaffung eines Zustandes, der ruinös für die heimische Viehzucht wäre, erfüllbar. Wir haben es mit einer Conjunctur zu thun, die ertragen werden muß und die wenigstens im Westen und Süden Deutschlands die Erinnerung an den ungeheuren Fall der Vieh- und Fleischpreise, der dort vor einigen Jahren infolge einer Futternoth eintrat, wachrufen sollte. Es kam damals im Elsaß vor, daß ein Stück Vieh nicht mehr als 20 ℳ brachte. Glücklicherweise trifft die Fleischtheuerung mit einer günstigen allgemeinen wirthschaftlichen Lage, namentlich mit guten Löhnen zusammen, so daß sie weniger drückt, als es unter anderen Umständen der Fall wäre. Beklagenswerth bleiben die übermäßigen Preise dennoch — beiläufig bemerkt, auch für die überwiegende Mehrzahl der Fleischer — und es sollten Mittel gesucht werden, dem Uebelstande nach Möglichkeit zu begegnen, ohne durch Seucheneinschleppung das Volksvermögen zu gefährden. Man hat bereits vorgeschlagen, ausländisches Vieh in besonders construirten Eisenbahn- und Straßenwagen in die einzelnen Schlachthäuser einführen zu lassen und für unverzügliches Schlachten Sorge zu tragen u. dergl. m. Die Regierungen haben gegründeten Anlaß, solche Vorschläge genau und ohne Rücksicht auf die Gunst oder Ungunst der Herren v. Wangenheim und Hahn zu prüfen.

Dem **anarchistischen** „Socialist" und dem anarchistischen „Armen Konrad" ist die Ermordung der Kaiserin Elisabeth ein Anlaß gewesen, mit vertheilten Rollen zu arbeiten. Darin freilich stimmen beide Blätter überein, daß sie den Verbrecher Luccheni als geistig gesund und als Anarchisten anerkennen. Auch darin sind beide Blätter einig, daß sie die von uns wiederholt skizzirte anarchistische Taktik der Propaganda durch die That einfach ignoriren. Aber in der Erklärung des Verbrechens, in dessen Entschuldigung sie wiederum harmoniren, weichen sie wesentlich von einander ab. Der „Arme Konrad" macht ausschließlich die Gesellschaft für das Verbrechen verantwortlich. Er schreibt: „Werden Menschen, wie Luccheni, als Bestien geboren? Davon kann keine Rede sein, man braucht nur das hübsche, intelligente Gesicht(!) des Attentäters auf dem Bilde zu sehen, um zu errathen, daß es ein zu weicher, sagen wir ruhig: zu zartfühlender Charakter ist, den wieder einmal die Verzweiflung zum Mord hervorragender Repräsentanten des gegenwärtigen Systems trieb. Man wirft diesem jungen Menschen Rohheit, Cynismus vor. Was ist es, das aus seinen Aeußerungen spricht? Roh, erschreckend roh klingen sie — aber sie sind zu stark, zu gekünstelt — sie können nicht aus dem Innern kommen (!) .. Luccheni handelte an der Gesellschaft so, wie sie ihn zu handeln gelehrt hatte. (!) Roh, lieblos riß sie ihm das Herz aus der Brust; roh, lieblos erstach er eine ihm fremde Frau, die er vielleicht geachtet hätte, wenn er sie gekannt hätte." — Von dieser frevelhaften, unverkennbare Sympathie für den Verbrecher athmenden Erklärung unterscheidet sich der „Socialist" einigermaßen vortheilhaft. Ihm „widerstrebt" es, „bei dieser Gelegenheit das hergebrachte Lied über die entsetzlichen, unwürdigen, verrohenden Zustände, unter denen die Armen, vor Allem auch in Italien, aufwachsen, anzustimmen". „Es ließe sich viel darüber sagen", so schreibt er, „und es wäre auch gewiß Alles richtig, aber es würde sich doch nur wie eine Ausrede anhören." Deshalb erklärt der „Socialist", „daß die Anarchisten, uns Anarchisten ein gut Theil Schuld mit trifft und daß wir sie vor aller Welt auf uns zu nehmen und zu tragen haben". — Wer hiernach etwa eine Verwerfung der Propaganda durch die That erwartet, wird vom „Socialist" sehr enttäuscht. Mit keinem Worte geht er auf diese fluchwürdige Lehre ein, nur allgemeine Phrasen über das Mißverstehen der anarchistischen Lehre, über die Rohheit, die an der „kraftvollen That" sich ein Beispiel nimmt, bringt er vor und begnügt sich sonst damit, Aeußerungen der französischen Genossin Severine wiederzugeben. Auch Genossin Severine bekämpft mit keiner Silbe die Taktik der Propaganda durch die That, auch sie räumt nur ein, daß die aufreizende anarchistische Agitation von den „Ungeduldigen", „Hitzigen", von den „Hysterikern des Elends, diesen Nervösen unter den Freiheitskämpfern", mißverstanden werde: „Alsdann begehen sie irgend eine That der Thorheit. Wir, die Erzieher und Führer der Menge, tragen alle Verantwortung — sie aber alle Nachsicht und alles Erbarmen!" — Damit trifft dann der „Socialist" mit dem „Armen Konrad" wieder zusammen. Letzterer nämlich schreibt: „Alles verstehen heißt Alles verzeihen. Das Opfer Elisabeth schmerzt uns, — das Opfer Luccheni auch; — beide waren unschuldig." — Alle Nachsicht also und alles Erbarmen verlangt der „Socialist" für den Genfer Mordgesellen, für unschuldig erklärt ihn der „Arme Konrad". Haben beide Blätter somit von einer directen Verherrlichung des Verbrechens Abstand genommen, so haben beide doch auf das Deutlichste zu erkennen gegeben, sowohl positiv, wie negativ, in welchem Grade Staat und Moral durch den angeblich harmlosen deutschen Anarchismus bedroht werden.

Zur Charakterisirung der Art, wie die **Schweiz** ihren internationalen Verpflichtungen nachkommt, drucken die „Hamb. Nachr." den Erlaß wieder ab, den Fürst Bismarck am 5. Juni 1889 in der Wohlgemuth-Affaire an den deutschen Gesandten in Bern richtete. Derselbe lautete:

„Wir haben seit Jahren darunter zu leiden, daß Anarchisten und Verschwörer von der Schweiz aus ihre Unternehmungen gegen den inneren Frieden des deutschen Reichs ungehindert ins Werk setzen durften. Die Centralleitung der deutschen Socialdemokratie hat ihren Sitz in der Schweiz, hält dort ihre Congresse zur Berathung und Vorbereitung ihrer Angriffe gegen uns, entsendet von dort ihre Agenten und verbreitet von dort aus die dort gedruckten Brandschriften zur Entzündung des Classenhasses und zur Vorbereitung des Aufstandes in Deutschland. Die schwersten anarchistischen Verbrecher, wie Reinsdorf, Reve und andere, haben ihre politische Ausbildung in der Schweiz erhalten und kommen zur Verübung ihrer Mordthaten unmittelbar aus der Schweiz nach Deutschland. Diesem Treiben gegenüber haben die deutschen Regierungen bisher, in Anerkennung der eidgenössischen Verhältnisse, sich principieller Beschwerden enthalten und sich auf die Beobachtung der gegen sie gerichteten Unternehmungen beschränkt. Sie nahmen an, daß es den deutschen Sicherheitsorganen, wie in anderen Ländern, so auch in der Schweiz nicht verwehrt sei, zur Abwehr verbrecherischer Unternehmungen an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen und dabei, wenn nicht auf die Unterstützung, doch sicher auf Duldung und guten Willen der Behörden des befreundeten Nachbarstaates rechnen zu dürfen. Diese Annahme hat sich neuerlich als irrthümlich erwiesen. Schweizer Cantonalbeamte, wie der Polizeihauptmann Fischer in Zürich, haben öffentlich die deutschfeindliche revolutionaire Partei gegen uns unterstützt. In dem Falle Wohlgemuth ist es dahin gekommen, daß der deutsche Beamte noch bevor er Informationen einziehen konnte, verhaftet und nach zehntägiger verbrechermäßiger Behandlung aus der Schweiz ausgewiesen worden ist. Dieses Verhalten der Schweizer Behörden steht in Widerspruch mit demjenigen, welches unausgesetzt seitens der kaiserlichen Regierung gegen die Eidgenossenschaft geübt worden ist. Es zeigt, daß die Schweizer Regierung mindestens gleichgiltig gegen die Gefahren und Schäden ist, mit welchen befreundete und ihre Neutralität schützende Mächte durch die von der Schweiz aus und unter Connivenz von

---

Feuilleton.

Henny Hurrah!

15] Roman von Ernst Clausen.

Nachdruck verboten.

„Trützen, hör doch endlich auf mit Deinen Redensarten! Wieviel hast Du nun eigentlich?" versuchte der Graf wieder, ihn abzulenken. „Also, da ist die Pension! Das sind wohl circa dreitausend Mark! Und was hast Du außerdem noch aus dem Vermögen?"

„Viel ist's nicht! Wenn ich daraus noch fünfzehnhundert Mark Zinsen habe, so ist's gut gerechnet."

„Na, dabei braucht man doch nicht zu verhungern." —

„So, das sagst Du so hin! — Als Junggesellen nicht, aber mit einer Frau und drei Kindern! Was wird denn, wenn die Jungen heranwachsen? Kann ich sie studiren oder wieder Soldat werden lassen, damit sie weiter Hungerpfoten saugen? Proletarier können sie werden, weiter nichts! Und was wird aus mir? Gotts Donnerwetter! Ich bin doch noch kein Murmelgreis, der die Hände in den Schooß legen will! Ist es denn nicht ein Wahnsinn, daß, je älter man als Soldat wird, je unsicherer die Zukunft aussieht? Ist das recht und billig? Hat das ein anderer Mensch zu gewärtigen? Das ist doch die verkehrte Welt! In jedem anderen Berufe wird die Stellung sicherer, je länger man arbeitet, aber uns Soldaten giebt man den Fußtritt!"

„Ist schon wahr!" meinte Uexhus mit dem Kopfe nickend — „aber das wissen wir Alle, wenn wir eintreten, oder wenigstens unsere Väter wissen es; aber diese werden durch die billige Cadettenhauserziehung verführt. Müssen denn die Bengel durchaus studiren oder Soldat werden? Da giebt es doch noch andere Berufe!"

„Und wenn ich vorher aus der Welt gehe", schrie Trützen — „man muß ja crepiren, es ist ja gar nicht anders möglich!"

„Na, vorläufig siehst Du nicht so aus, Trützen! Tausende von Familien existiren, deren Fortkommen und Wohlergehen auf der Arbeit des Vaters basirt. Halte den Kopf hoch, schließe mit der Thatsache ab und versuche, irgend eine Stellung zu bekommen."

„Ja, ja, das wird das Beste sein", fiel hier der Oberst Treffing ein. „Und dann schließlich, wer weiß, Henny ist ja nun frei, sie wird Euch schon mit durchhelfen! Kinder hat sie ja nicht!"

„Aha, jetzt geht das los!" dachte Uexhus. „Der Mr. Brown ist todt und die ganze Familie hat nun Jemanden, der für sie sorgt; man bettelt sich wieder eine Generation weiter." Er behielt aber diesen Gedanken wohlweislich für sich, zumal der alte Treffing ihm einen recht gebrochenen und müden Eindruck machte, wie er dort, den greisen Kopf tief gesenkt, ganz zusammengesunken im Lehnstuhl kauerte. Das war Elend! Kein Hungerelend, aber doch Elend!

Trützen lehnte am Fenster und starrte finster vor sich hin. Was hatte er in den letzten Jahren nicht Alles gethan, um seine Stellung zu sichern. Der Gedanke, daß es ihm einmal so ergehen könnte, wie es nun Thatsache geworden war, hatte sich erst ganz allmählich bei ihm entwickelt. Er hatte ja so sorglos als Junggeselle leben können; er brauchte nicht wie so viele Andere nach einer guten Partie zu suchen, aber als die Kinder ankamen und es ihm klar wurde, daß seine Einnahmen nicht die Ausgaben decken konnten, hatte er sich ganz folgerichtig klar gemacht, daß die einzige Rettung in einer guten Carrière liegen konnte. — Er war ein eifriger guter Compagniechef gewesen. In dem Gedanken, alle Hebel anspannen zu müssen, um sich auf seinem Posten als Major zu halten, hatte er gesellschaftlich viele Opfer gebracht, sich gut beritten gemacht und seinen Diener in eine anständige Livrée gesteckt. Ganz abgesehen von allem Anderen, entsprach dies auch seiner Neigung; er hielt es sogar für Pflicht, die Kameradschaft auch im geselligen Verkehr zu pflegen. Aber mit den wachsenden Ausgaben stieg auch die Befürchtung, ob er wirklich glatt weiter avanciren würde, und das hatte ihm die frühere Sorglosigkeit und Ruhe geraubt, das fast eingebildete Selbstvertrauen, das der Soldat so durchaus nöthig hat. —

Die erste Bataillonsvorstellung war nicht glänzend abgelaufen und bei der zweiten im letzten Frühling hatte er das Pech gehabt, nicht die Aufgabe so aufzufassen, wie die Vorgesetzten es gewünscht hatten. — Ja, so war es gekommen, ein Compagniechef hatte ihn auch im Stich gelassen, er war zu anständig gewesen, um diesem ganz unfähigen Untergebenen schon vorher den Hals zu brechen. Der arme Teufel hatte auch nichts! — — Alles, was Trützen vorher geleistet hatte, war ja nun null und nichtig! Man sah ja doch nur die letzte Qualification an. —

Uexhus war ins Nebenzimmer zu den Damen gegangen. Sie trugen Alle Trauerkleider um Henny's Mann und machten keinen heiteren Eindruck. — Lotte war noch zu jung, um etwas Anderes zu empfinden als den Druck der allgemeinen Niedergeschlagenheit, —

Frau von Treffing hatte den feinen, nun auch grauen Kopf in die Hand gestützt und dachte, was wohl ihr Vater gesagt haben würde, wenn er dies Elend in der Welt und dasjenige seiner Tochter und Enkel hätte mit ansehen müssen. Luise, Trützen's Frau, schien von Allen die Ruhigste zu sein. Sie beschäftigte sich damit, den Tisch zu decken und das Kaffeegeschirr aufzubauen.

„Wie ist Ernst jetzt?" fragte sie, still einige Thränen trocknend, die ihr langsam über die blassen Wangen rollten.

„Er muß sich austoben, laß ihn nur!" meinte der Graf. „Suche vor allen Dingen zu verhindern, daß er die Energie verliert, und rede ihm zu, daß er sofort alle Schritte thut, um irgend eine Stellung zu finden. Das wird ihm am besten darüber hinwegheilen." —

„Ja, ja! Ich hoffe, er wird es thun. Zum Verzweifeln ist es doch nicht. Ich dachte schon, wir nehmen vielleicht Pensionaire, Schüler! Es ist doch immer etwas dabei übrig."

Uexhus gab ihr die Hand.

„Das ist vernünftig gesprochen, Luise." — Einerlei, dachte er dabei, in dieser Frauen steckt doch etwas; sobald sie vor Pflichten gestellt werden, versagen sie nie. Sie haben viel weniger Angst vor den Einschränkungen an sich, als davor, daß damit sich ihre äußere Lebenslage ändern und sie aus den Kreisen, in denen sie bis jetzt gelebt haben, herausgedrückt werden könnten. — Er, Uexhus, war zu lange Junggeselle gewesen, um nicht genug Egoist zu sein, innerlich trotz aller Theilnahme für den vorliegenden Fall eine Art von Befriedigung in Bezug auf seine Zukunft zu fühlen. — Er dachte auch an Dora König und war dem Schicksal dankbar, das es so gefügt hatte, daß sie nun Beide frei waren. —

Für die meisten Menschen ist eben das Schicksal, wie sie es nennen, unter Umständen sehr gut zu gebrauchen, und ihr Egoismus legt sich gemächlich schlafen hinter der Wand, welche manchmal dies Schicksal errichtet.

„Habt Ihr Nachrichten von Henny?" fragte er seine Cousine.

„Ja, gestern! Sie hofft in einigen Wochen hier sein zu können."

Der alten Dame strenges Gesicht hatte sich bei diesen Worten aufgeklärt.

„Ach wirklich! Schon so bald?" warf Luise ein, den Kopf erhebend, und Lotte sagte:

„Ich freue mich riesig darauf!"

Es war, als ob der Name Henny überall freudigere Gesichter hervorzauberte. — Nebenan hörte man wieder Trützen raisonniren. —

„Gemeinheit! Die Fetzen vom Leibe reißen — und dafür Opfer gebracht — schwarzen Kittel anziehen" — und dazwischen tönte des Obersten tiefe, etwas heisere Stimme, und draußen auf dem Corridor hockten die beiden Jungens zwischen Eck- und Wäschschrank und spielten mit des Vaters Schärpe, die dieser heute nach einem Gang zum Obersten in die Ecke geworfen hatte.

Und die alte Dora, welche eine solche Familientragödie nun schon zum zweiten Mal erlebte, das erste Mal war es bei einem Hauptmann gewesen, gab dem Jüngsten die Flasche und machte dabei ihre stillen Betrachtungen darüber, daß es nichts sei mit's Militair.

Als Luise mit Lotte hinausgegangen war, um nach den Kindern zu sehen, sagte Uexhus, an den dünnen Haaren seines Schnurrbartes ziehend:

„Ihr kennt doch Seefrieds, Cousine; der Commerzienrath steckt ja in allerhand Unternehmungen. Sollte man durch seine Vermittelung nicht eine Stellung für Trützen finden?"

Frau von Treffing sah ihn mit den ruhigen, klaren Augen ernst an. Sie überlegte eine Weile und erwiderte dann, den Trauring am Finger hin- und herschiebend:

„Ich habe auch schon daran gedacht, aber es wäre mir lieber, wenn dessen Vermittelung zunächst nicht gesucht würde. — Dir ist vielleicht nicht unbekannt geblieben, daß der junge Seefried sich augenfällig für Lotte zu interessiren scheint, und da denke ich — nun — ich brauche wohl nicht deutlicher zu werden — es ist besser, wir warten damit. Allerdings verbietet uns ja die Trauer um unseren verstorbenen Schwiegersohn für diesen Winter jede Art Geselligkeit." —

Ja, Uexhus verstand sie. — Diese Frau flößte ihm starkes Unbehagen ein. Sie war eine von den Naturen, welche durch das Leben hart werden, die alle Dinge in der Welt nur noch mit nüchternem, klar abwägendem Verstande beurtheilen können. Also nun war Seefried junior aufs Korn genommen worden! Was wohl Lotte selbst dazu sagen würde? Sie hatte sich ganz anders entwickelt, als Uexhus je für möglich gehalten hätte. Sie widersprach der Mutter nie, aber sie that nicht immer, was diese sagte, sondern ging still ihren eigenen Weg, und er hatte von ihr in letzter Zeit oft Ansichten gehört, welche ihn durch ihre Selbstständigkeit in Erstaunen setzten.

Wer konnte aber wissen, wie dies Elend im Trützen'schen Hause auf sie wirken würde! — Er sah seine Cousine wieder an. Sie zählte an den Fingern und den Kopf erhebend, sagte sie:

„Das Trauerhalbjahr dauert genau bis zum fünften Januar des nächsten Jahres!"

Der lange Graf konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Er

SLUB
Wir führen Wissen.